

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Das Bildnis
Autor: Morax, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herrn Baumann vor allem einen Porträtmachen zu müssen. Seine weiteren Anlagen bestimmen ihn besonders zum Damenmaler — meinem Gefühl nach liegt da seine eigentliche Kraft, und seine Gemälde drapierter Modelle sind alle mehr oder weniger geträumte, gewollte, angerichtete Porträts. Aber...

man kann nicht wissen, welche Überraschungen noch das Auge und die Hand eines Künstlers vorbehalten, der die Weisheit der alten Meister zu vereinen sucht mit den Kühnheiten unserer modernen Sucher. Man muß wünschen, die Überraschungen seien zahlreich."

E. Z.

Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

Für uns Künstler ist die Aufmerksamkeit ebenso sehr Grundlage der schöpferischen Tätigkeit wie für alle andern Denker und Arbeiter. Berstreute Lichtstrahlen sammeln sie in einem Brennpunkt. Sie erweitert und begrenzt zugleich. Sie bringt unsere feinsten Fähigkeiten zur Bewertung, deren Schaffen sie regelt und peinlich genau bestimmt. Kommt sie doch aus dem Innersten unseres Wesens als der tätige Ausdruck unseres geheimen Wollens. Unsere kleinsten Empfindungen setzt sie in Denken und Reflexion um. Die Aufmerksamkeit ist bald wie das schauende Auge, dann wieder gleich sie dem sich schließenden Bild, das den erhaltenen Eindruck festhält und verarbeitet. Große Denker, Künstler und große Menschen überhaupt dünken mich solche zu sein, die mit einer außerordentlichen Konzentrationsgabe ausgestattet waren.

Doch ist die Aufmerksamkeit auch seltsamen Verirrungen ausgeetzt — kein schlimmerer Irrtum als der einer krankhaften Aufmerksamkeit. Für die menschliche Vernunft führen die durch psychische Störungen veranlaßten Entgleisungen dieser Kraft zu den traurigsten Ergebnissen. Wer kennt nicht den durch ein Staubkorn im Auge veranlaßten unerträglichen Schmerz? Wer wußte nichts von den durch das geringste Leiden der Sehkraft hervorgerufenen Verbildungen? Die gleiche Unordnung, das gleiche Leiden trifft die innere Pupille. Welche geduldige Arbeit wirkt nicht beispielsweise in schlaflosen Nächten diese überanstrengte Fähigkeit? Angstlich verirrt sie sich in Labyrinth, deren dunkle Tore geräuschlos sich auftun. Die gleiche Erscheinung, bis zum Grauen verstärkt, zeigt sich in pathologischen Fällen bis zum Extrem der Halluzination und fixen Idee.

Ich rede davon, weil ich selbst mein Leben lang darunter litt: ich war das Opfer dieser gebieterischen, stillen Aufmerksamkeit. Meine sehr eindrucksfähige Natur war von Kind auf den Gefahren, zwar nicht einer zu lebhaften Phantasie, wohl aber einer zu intensiven Aufmerksamkeit preisgegeben. Seltener geht damit große Nervosität Hand in Hand; aber sie ward bei mir durch besondere Verhältnisse der Erblichkeit und Erziehung entwickelt. In meiner Familie war Geisteskrankheit häufig. Für den Mystizismus hatte meine Mutter besondere Sympathien. Sie besaß einen hohen Verstand, und ihre großen Gaben wurden nie durch die geringste Geistesstörung getrübt. Ihre Eltern waren eifrige Swedenborgianer. Auch mein Vater, der in der City London ein großes Geschäft hatte, verachtete metaphysische Spekulationen nicht.

Von den Eltern blieb mir nur eine zarte, ferne Erinnerung. So früh ich sie zu meinem Schmerz verlor, so glücklich war ich mit ihnen gewesen. Im zartesten Alter hatte ich große

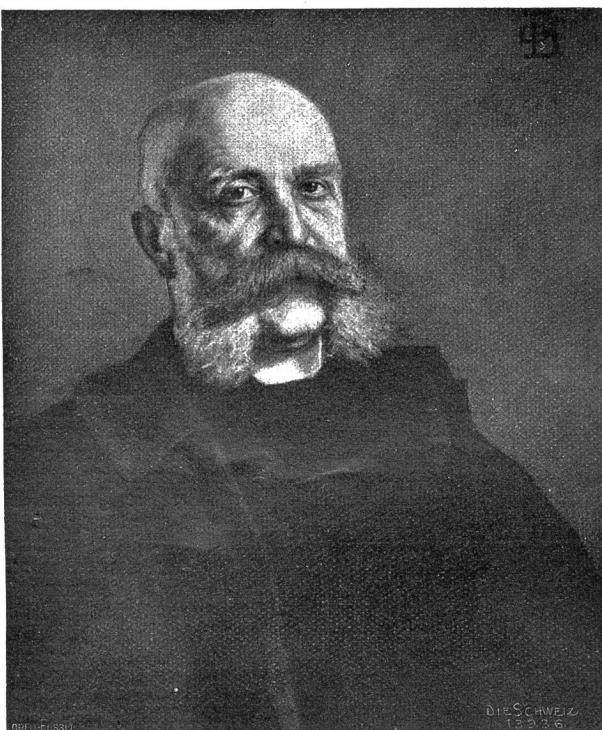
Neigung zum Zeichnen verraten. Statt diesem Naturhang entgegenzuarbeiten, suchten meine Eltern ihn zu fördern. Zuerst bekriegte ich den Rand meiner Hefte und Bücher mit ungeschickten Skizzen von ausschweifender Phantasie und finsterer Stimmung. Kinder lieben es ja, heftige und trostlose Ereignisse wiederzugeben, deren Erzählung sie ergriff. Aber ein feines Verständnis für Licht und Schatten gab diesen formlosen Versuchen einen besondern Charakter. Ich hielt mich nicht wie fast alle Anfänger an Linien- und Schatturrisse, sondern an Flecken; meine Mutter hätte „saubere“ Zeichnungen lieber gesehen und rief oft bei meinen gewagten Kritzeleien: „Fred, du machst schächerhafte Sachen!“

Um den Geschmack für das Schöne bei mir zu bilden, führte die Mutter mich gern in die Nationalgalerie und weihte mich in die Wunder dieser einzigen Sammlung ein. Die italienischen Frühmaler waren damals Mode, und sie neigte sehr zu dieser jungen, aufrichtigen, einschmeichelnden Kunst, die ihr Mystizismus noch anmutig verschönte. Stundenlang konnte sie vor Lippis „Anbetung“ oder der „Himmelfahrt der Jungfrau“ sitzen, während ich zur Betrachtung der andern, mir so vertrauten Bildern durch die Säle ging.

Schon für die Schönheit der Farbengebung war ich empfänglich. Die feinheiten Licher eines Tizian oder Veronese erregten mein Erstaunen, und ich hatte, was bei einem Kind noch außässiger war, eine stillle Liebe für die Niederländer. Rembrandt erjährt mir schon als ein Gott, und seine Werke erfüllten mich mit Hochachtung und Verwirrung. So begegnete ich eines Tages dem Blick der alten Dame mit der Halskrause, diesem wunderbaren Bildnis, das ich noch heute nicht ohne einen Schauder betrachten kann. Die seltsame alte, deren knochiges Gesicht von dem hellen Musselin sich abhebt, mit ihren harten Augen und tiefen Runzeln, die so still vor sich hinsieht mit den auf die Stuhllehne gestützten Händen, fixierte mich mit ihrem durchdringenden Blick. Wie versteinert blieb ich stehen; die Angst nagelte mich vor dieser durch die Zeit gebräunten Leinwand fest. Ich begriff das Wunder der Kunst, die auf ewig dem Leben feste Gestalt verleiht. Schien sie nicht mit mir reden zu wollen? So verwirrt war ich, daß ich im Spiegel niemand näher kommen sah, bis mich die Stimme der Mutter auffahren ließ.

„Fred, was betrachtest du?“

Ich schaute mich um. „Welchen Schrecken ich hatte, Mutter! Ist sie nicht wunderschön?“ Sie antwortete: „Gewiß, Kind, aber doch eine alte, höchst reizlose Lady.“



Herr O. W. in Hannover.
Nach dem Bildnis von Otto Baumann, Zürich-Rom.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Und ich erwiderte: „Wie kannst du das nur sagen? Sie schaut uns an wie eine Lebende. Später male ich dich so.“

„Danke, Fred.“ bemerkte lächelnd meine Mutter; „nur werde ich dann recht alt und häßlich sein.“

Sie führte mich weiter. Ach, arme Mutter, wie konnte ich später die Bütte deines reizvollen Urtümles festhalten!

Bon jenem Tage gab es eine Änderung in meinen Kreiseleien. Ich versuchte, die auf der Straße mir begegnenden Köpfe und Gesichter zu skizzieren. Ich improvisierte keine Szenen mehr nach der Phantasie, sondern entwickelte mein Gedächtnis für Gesetzmäßigkeiten. Oft war die Mutter erstaunt über das Leben und den Ausdruck dieser flüchtigen Zeichnungen; denn sie waren bei aller Unvollkommenheit doch ähnlich. So entwarf ich eine kleine Zeichnung meiner Mutter. Sie träumte beim Fenster in der ihr vertrauten Haltung der „Beata Beatrix“.

„Sieh, Mutter,“ sagte ich, „man meint, du hörtest den Engeln zu.“

Sie behielt die Zeichnung; es ist das einzige von ihr erhaltenen Bild.

Damals entwickelte sich auch in mir diese Fähigkeit zur inneren Konzentration und zum Aufmerken, die sich mit dem Alter verfeinerte. Ich war immer ein verschlossenes, schweigendes Kind; aber vom zwölften Jahr ab wuchs meine Menschenliebe. Lange, einsame Stunden hindurch konnte ich, in meine Gedanken versunken, stille und unbeweglich dastehen. Es waren keine halblosen Träumereien, sondern etwa eine aufmerksame Prüfung des Ereignisses, das mir aufgefallen war, eines Gesichts, eines vor mir gesprochenen Wortes. Auch handelte es sich dabei um das gebuldige Ausarbeiten von Plänen oder Arbeiten, die schließlich nie zur Ausführung gelangten. Dieses einsame Nachdenken hatte für mich einen großen Reiz: es war ein Genuss, den ich nur der Freude vergleichen kann, die ein musikalischer Mensch beim Improvisieren empfindet. Ich selbst liebte nie die Musik.

Der doppelte Schicksals-schlag, der meine Jugend verdüsterte, entschied über meinen Beruf. Man vertraute mich einem kinderlosen Onkel an, den ich später beerben sollte. Es war ein ausgezeichneter Mann, aber ohne andere als Geschäftsinteressen. Die Kunst schien ihm das traurigste Handwerk und der niedrigste aller Erwerbszweige. Er hieß mich in sein Büro eintreten, obwohl ich vor allen Zahler ein Grauen hatte; ihre Regelmaßigkeit auf den weißen Seiten beleidigte mich geradezu. Entschieden erklärte ich meinem Onkel, mich der Malerei widmen zu wollen. Es kam zu heftigen Szenen. Endlich, da mich mein Vormund nicht mehr anhören mochte,

faßte ich einen großen Entschluß, suchte ein wenig Geld zusammen und schiffte mich nach Frankreich ein.

Durch kurze Reisen nach Italien und Deutschland unterbrochen, verbrachte ich in Paris sechs Arbeits- und Studienjahre. Ich hatte wenig Freunde. Die Abende im Café oder Bierhaus mit ihrem ewigen Diskutieren und eifrigem Theoretisieren waren mir verhaßt. Ohne meine Einsamkeit zu bedauern, lebte ich nach meinem Belieben, las und beobachtete.

Das Leben auf der Straße war mir eine unerschöpfliche Quelle des Genusses; das Spiel des Pariser Lebens bezauberte mich. Besonders reizte mich die Ergründung des Ausdrucks der Vorübergehenden auf ihr inneres Leben hin. Ein Blick, eine Bewegung, ein Laut gewordenes Wort verraten mir geheime Schäze des tiefen Daseins. Die Prüfung des Gesichtsausdrucks hatte in mir eine Art psychologischen Taktis entwickelt. In der Erinnerung hielt ich eine Menge von Bütten fest, die mir aufgefallen waren. Ich sage: in der Erinnerung; denn ich finde keinen bessern Ausdruck zur Bezeichnung der Lebhaftigkeit meines Eindrucks. Tatsächlich erinnerte ich mich nicht: die Bütte stellten sich mir mit einer Schärfe und Genauigkeit vor Augen, daß ich mit wirklichen Wesen, mit Modellen es zu tun zu haben glaubte. Nie waren sie, wie das sonst mit solchen Träumen zu geschehen pflegt, durch Überreibung eines Details oder hervorkehrenden Charakterzugs entstellt, auch waren es keine eingebildeten Figuren.

Von meinen Halluzinationen sprach ich schon; doch kann ich diese Vorstellungen nicht zu ihnen rechnen, da sie ja freiwillig waren. Über oft wurde ich das Opfer frankhafter Visionen. Die ersten gingen mir sehr nahe; doch erschreckten sie mich nicht mehr, sobald ich über ihre Natur im Klaren war. Nie hatten die Halluzinationen eine erschreckende oder widerwärtige Form; es waren meist vergessene Gesichter, die mir plötzlich wieder gegenwärtig wurden. So sah ich oft meine Mutter wie früher am Fenster. Bei solchen Gelegenheiten füllte sich der Ort, wo ich mich befand, mit grauem Duft. Ich empfand ein unüberwindliches Misbehagen. Verängstigt und verstört erwachte ich aus diesen Träumen, wie nach einem Alpdrück. Ich erzählte einem Arzt unter meinen Freunden davon, der mich mit der Versicherung tröstete, daß diese nur vorübergehenden Störungen ohne jede Gefahr für meine allgemeine Gesundheit seien. So erschreckten mich die Visionen nicht mehr, da ich wußte, daß sie immer auf zu starke Arbeiten und geistige Überbelastung folgten. Andere Symptome von Geisteskrankheit habe ich nie gezeigt.

(Fortsetzung folgt).



Dora Melegari. Nach dem Bildnis von Otto Baumann, Zürich-Nom.

davon, der mich mit der Versicherung tröstete, daß diese nur vorübergehenden Störungen ohne jede Gefahr für meine allgemeine Gesundheit seien. So erschreckten mich die Visionen nicht mehr, da ich wußte, daß sie immer auf zu starke Arbeiten und geistige Überbelastung folgten. Andere Symptome von Geisteskrankheit habe ich nie gezeigt.

(Fortsetzung folgt).

Von Schweizer Theatern:

Nachdruck verboten.

V. „Le Peuple vaudois“ von Henri Warner und Gustave Doret.

Mit zwei Abbildungen.

Im Jahr 1890, während der Neuenburger Fünfzigjahrfeier, wurde Henri Warner, damals Professor der französischen Literatur an der Akademie zu Neuenburg, von einem persönlichen Freund der Vorschlag gemacht, dem Kanton Waadt für die Jahrhundertfeier von 1903 ein historisches Stück zu schreiben, „schön, lebendig, volkstümlich und künstlerisch, mit

einem lyrischen und musikalischen Teile“. Warner setzte sich alsbald mit feurigem Patriotismus ans Werk. Er durchlief die Geschichte des Waadtlandes, versenkte sich in die Urkunden, drang ein in den Geist der Epoche und hielt ihre Bilder durch fortwährendes Skizzieren fest; er ließ sein Drama reifen mit jenem hohen künstlerischen Bewußtsein, mit jener